

Jody Hedlund

*Bevor
ich dich traf*


Francke

Diesen kostbaren Schatz tragen wir in uns, obwohl wir nur zerbrechliche Gefäße sind. So wird jeder erkennen, dass die außerordentliche Kraft, die in uns wirkt, von Gott kommt und nicht von uns selbst. Die Schwierigkeiten bedrängen uns von allen Seiten, und doch werden wir nicht von ihnen überwältigt. Wir sind oft ratlos, aber wir verzweifeln nicht. Von Menschen werden wir verfolgt, aber bei Gott finden wir Zuflucht. Wir werden zu Boden geschlagen, aber wir kommen dabei nicht um.

2. Korinther 4,7-9

Kapitel 1

London
Mai 1862

»Halte noch ein wenig durch, mein Lämmchen.« Ohne ihre Schritte zu verlangsamen, verlagerte Mercy Wilkins das apathische Mädchen in ihren Armen.

Seit der Chilton Street reagierte die kleine Clara nicht mehr, aber der schwache warme Atem, der über ihre farblosen Lippen kam, verriet Mercy, dass es noch nicht zu spät war. Vorausgesetzt, die Shoreditch-Praxis war nicht überfüllt und Dr. Bates hatte Zeit. Er würde das Kind behandeln, auch wenn Mercy kein Geld hatte, um seine Dienste zu bezahlen.

»Mach dir keine Sorgen«, murmelte sie. »Wenn Dr. Bates nicht da ist, verkaufe ich meine Schuhe, damit ich für die Behandlung aufkommen kann.«

Mercy ignorierte die feuchte Kälte zwischen ihren Zehen, die schrumpelige Haut an ihren Füßen, die kaum einmal trocken war, seit der Frühling den Winter vertrieben hatte und anstelle der Kälte ein anderes Übel die Stadt fest im Griff hatte: der Regen. Die häufigen Niederschläge durchweichten nicht nur ihre halbhohen Stiefel, sie verwandelten auch die Straßen in einen Morast aus Matsch und Pferdeäpfeln. Die widerliche Brühe drang durch die Löcher, an denen ihre Zehen das Leder durchstoßen hatten, und drohte ihr die Schuhe von den Füßen zu saugen. Sie hatte die ausgefransten Schnürsenkel fest gebunden, doch dabei waren sie gerissen und sie war gezwungen gewesen, sie noch einmal zusammenzuknoten. Obwohl sie nun nicht mehr bis ganz oben reichten, war Mercy froh, dass sie sie hatte – dass sie überhaupt Stiefel hatte. So viele andere konnten nur Lumpen um ihre Füße wickeln.

»Ich verzichte trotz allem gern auf meine Schuhe, damit dich ein Arzt untersuchen kann, meine Süße.« Sie drückte Clara einen liebevollen Kuss auf die Wange. Das Gesicht der Kleinen war so bleich wie der Nebel, der über den Dächern hing, und so dünn und hohl wie die hohen Mietskasernen, die die Straße zu beiden Seiten säumten.

Einige Jungen rempelten Mercy an. Kleine Finger bewegten sich flink in ihre Rocktasche. Der junge Übeltäter hatte das Geschick eines Meisterdiebs, doch bei ihr gab es nichts zu holen. Das war eigentlich auch auf den ersten Blick zu erkennen. Vielleicht hatte der Anblick des kranken Mädchens in ihren Armen den Verdacht erweckt, sie müsste einen halben Penny bei sich haben, um den Arzt zu bezahlen.

Bei näherem Hinsehen erkannte sie einen der Jungen trotz der dicken Ruß- und Schmutzschicht, die seine Wangen bedeckte. »Mr Martins sucht noch einen Straßenfeger. Geh zu ihm und verdiene dir dein Brot auf ehrliche Weise. Hörst du?«

Seine einzige Reaktion auf ihre Worte bestand darin, den viel zu großen Mantel enger um sich zu schlingen und seine runde Kappe tiefer in die Stirn zu ziehen, um sein Gesicht zu verbergen.

Mercy stapfte kopfschüttelnd weiter. Wenn Mr Martins doch nur sie die Straße kehren lassen würde! Sie würde diese Arbeit sofort übernehmen. Aber er hatte sich auch nach eindringlichem Flehen nicht dazu überreden lassen, eine junge Frau einzustellen.

»Gott bewahre!«, hatte er ausgerufen. »Was ist nur aus der Welt geworden, wenn Frauen denken, sie könnten Männerarbeit machen?«

Mercy hätte am liebsten entgegnet, dass man kein besonderes Talent brauchte, um sich zwischen Pferde und Kutschen zu drängen und dampfende Pferdeäpfel wegzuschaukeln. Das konnte eine Frau genauso gut wie ein Mann. Aber Mr Martins hatte unmissverständlich klargestellt, dass er sie nicht beschäftigen würde. Genauso wie die zehn anderen, bei denen sie sich um eine Stelle beworben hatte.

»Keine Angst«, flüsterte sie. »Ich finde schon etwas. Wart's nur ab.«

Claras Kopf rollte zur Seite und Mercy verlagerte ihr Gewicht erneut. Clara war knapp zwei Jahre alt, wog aber nicht viel mehr als Twiggys Neugeborenes. Trotzdem brannten Mercys Arme. Sie hatte das Kind schon mehrere Straßen weit getragen.

Durch den diesigen Nebel erblickte sie in einiger Entfernung endlich die Praxis. Genau wie die umliegenden Geschäfte neigte sich das Gebäude nach außen und wurde durch Balken zwischen der Außenwand und dem Gebäude auf der anderen Straßenseite gestützt. Diese Balken waren fast wie Krücken, die die betagten, baufälligen Gebäude davor bewahrten, in sich zusammenzufallen.

An Leinen zwischen den hohen Fenstern hingen nasse Kleidungsstücke, die so dünn und grau waren wie die Lumpen, die Twiggy in der Lumpenfabrik sortierte. Der letzte Regenschauer hatte die Wäsche durchnässt und den Ruß für den Moment weggewaschen, aber sie würde bald wieder von einem schwarzen Film überzogen sein. In diesem Teil Londons war der Schmutz genauso allgegenwärtig wie die Ratten.

»Wir sind fast da, Kleines.« Wenn sie gewusst hätte, wie krank das Kind war, hätte sie es früher hergebracht! Aber wenigstens waren die Straßen jetzt am späten Nachmittag nicht mehr so überfüllt. Und der Regen gönnte ihr ausnahmsweise eine kurze Verschnaufpause.

Als sie an der Praxistür ankam, klopfte Mercy ihre Stiefel an der Steinstufe ab, um nicht ganz so viel Dreck ins Haus zu tragen. Dann trat sie in den dunklen Flur.

Ein alter Mann kauerte auf einem Stuhl und hielt sich den Arm. Ihm gegenüber saß eine Frau mit einem Deckenbündel auf dem Schoß, aus dem ein winziger nackter Fuß ragte. Die Regungslosigkeit des Babys und der leere Blick der Mutter erzählten eine Geschichte, wie Mercy sie schon viel zu oft erlebt hatte.

»Herr Doktor!« Mercy eilte weiter. Ihre nassen Stiefel verur-

sachten bei jedem Schritt ein schmatzendes Geräusch. »Ich brauche dringend Hilfe!«

»Warte, bis du drankommst, du freche Göre!«, knurrte der alte Mann. »Andere brauchen den Arzt dringender.« Er deutete mit dem Kopf zu der Mutter und dem Baby.

Die Frau starrte die ausgebleichte grüne Tapete an, Überreste aus einer Zeit, als dieses Haus schön eingerichtet gewesen war und einer reichen Familie gehört hatte. Solche Familien waren längst weggezogen und hatten sich in Stadtteilen, die Mercy nur vom Hörensagen kannte, größere Häuser gebaut.

Mercy sah zu dem Baby und schaute dann den alten Mann an. »Der Doktor kann vielleicht ein Menschenleben retten. Wollen Sie zwei tote Kinder hier haben?« Sie erwiderte seinen wütenden Blick, bis er ihn schließlich auf die matschigen Fußabdrücke senkte, die den Holzboden überzogen.

»Herr Doktor!«, rief Mercy erneut und ging zu dem Raum, in dem Dr. Bates seine Patienten behandelte. »Bitte, ich brauche Ihre Hilfe! Dringend!«

Die Tür war nur angelehnt und sie stieß sie mit der Hüfte auf. Auf dem massiven Schreibtisch, der vor einem zugenagelten Fenster stand, stapelten sich Bücher und Papiere neben Tintenfassern. Eine Lampe brannte und beleuchtete den staubigen, mit zarten Blumen bemalten Lampenschirm. Aber Dr. Bates war nicht da.

Die Tür des angrenzenden Zimmers wurde schwungvoll geöffnet und ein junger Mann mit dick verbundener Hand kam heraus. Er hatte keinen Blick für sie und die anderen übrig. Vermutlich war es für manche Menschen leichter, so zu tun, als gäbe es die vielen Probleme in dieser Stadt nicht. Die Traurigkeit, die schlimmen Schicksale, die Not. Manchmal war das alles so erdrückend.

Clara wurde in ihren Armen immer schwerer. Für einen kurzen Moment war Mercy versucht, sich neben die Mutter mit dem toten Baby zu setzen und wie sie die Wand anzustarren. Ein Klap-

pern im Nebenraum rüttelte sie wieder auf. Sie würde um Claras Leben kämpfen!

»Herr Doktor?« Sie trat unaufgefordert ins Zimmer. »Können Sie sich bitte diese kleine Maus ansehen?«

An dem einzigen Tisch im Raum stand ein junger Mann vor einer Schüssel und wusch sich die Hände. Neben der Schüssel lagen verschiedene Instrumente: ein Skalpell, eine kleine Schere, Abbindefaden, Nadeln. Er hatte seinen Mantel über eine Stuhllehne gelegt und trug eine gestreifte Weste und ein maßgeschneidertes Hemd, dessen Ärmel bis zu den Ellbogen hochgekrempelt waren. Sein dunkelbraunes Haar war zerzaust und deutete darauf hin, dass er wahrscheinlich den ganzen Tag von einem Notfall zum nächsten geeilt war.

Sie kannte diesen Mann nicht, er war keiner der Ärzte, die üblicherweise in der Praxis arbeiteten. Da Clara sofort behandelt werden musste, blieb ihr allerdings keine andere Wahl als dieser Mann.

Er hob den Blick und unterbrach das Schrubben seiner Hände. Die Fältchen in seinen Augenwinkeln und auf seiner Stirn verrieten seine Erschöpfung. »Ich bin gleich bei Ihnen.« Seine Worte waren nicht unfreundlich, nur müde.

»Ich kann nicht warten, Sir.« Mercy trat zur Behandlungsliege. »Sie wird immer schwächer.«

Liebevoll legte Mercy das Mädchen ab. Seine Gliedmaßen hingen schlaff nach unten, da es kaum noch Kraft und Leben in sich hatte. Mercy sank neben der Liege auf die Knie. Sie streichelte Claras Wange und Stirn und strich ihre verklebten Haarsträhnen zurück. Das schmutzige Gesicht des Kindes war eingefallen, die Augen lagen tief in den Höhlen, die Lippen waren wund.

»Bleib bei mir, Liebes. Dieser freundliche Arzt wird dir helfen, versprochen!«

Sie war dankbar, dass der Arzt schnell zu ihnen trat.

Er kniete auf der anderen Seite der Liege nieder und überprüfte Claras Puls. Jede seiner routinierten Bewegungen strahlte

Dringlichkeit aus. »Welche Symptome hat Ihre Tochter?«, fragte er und hob zuerst ein Augenlid und dann das andere.

»Sie ist ...«, begann sie, brach dann jedoch ab. Ja, sie waren beide blond. Aber war dem Arzt nicht aufgefallen, dass Mercy keinen Ehering trug? Kaum hatte sie sich diese stumme Frage gestellt, schalt sie sich dafür. Man brauchte keinen Ehering, um Kinder zu bekommen, und dort, woher sie kam, schon gleich gar nicht. Das wusste dieser Arzt offenbar auch.

Er horchte Claras Brust ab. »Ihre Symptome?«, hakte er ungeduldig nach.

»Sie kann nichts bei sich behalten, Sir. Weder Flüssigkeit noch feste Nahrung. Alles kommt wieder heraus, oben und unten.«

Der Arzt erhob sich so plötzlich, dass Mercy erschrocken zusammenzuckte. »Wie lange schon?«

»Es hat gestern Abend angefangen ...«

»Und da kommen Sie erst jetzt?« In seiner Stimme schwang eine unüberhörbare Gereiztheit mit.

»Wenn ich es gewusst hätte, wäre ich früher gekommen, Sir«, antwortete Mercy.

Wenn Claras Mutter doch nur auf die Idee gekommen wäre, sie früher zu holen!

»Fieber?«

»Es kommt und geht.«

Der Arzt murmelte leise etwas, während er in einer Truhe kramte. Er kam mit einem Teelöffel und einem kleinen braunen Fläschchen zurück. »Normalerweise würde ich dazu raten, dass das Kind eine schwache Lösung aus Salz und warmem Wasser trinkt, bis das Gift aus dem Körper ist und es nur noch Wasser erbricht.«

»Gift, Sir?«

»Die Symptome weisen auf Cholera infantum hin.«

Ein Schauer lief über Mercys Rücken. Die meisten nannten diese Erkrankung Sommerdurchfall, weil sie in den Sommermonaten auftrat, wenn aufgrund der Hitze der Gestank der Abwas-

sergräben in den Straßen fast unerträglich war. Mercy hatte im letzten August hilflos zusehen müssen, wie diese Seuche ein Dutzend Kinder in ihrer Nachbarschaft dahingerafft hatte, darunter ihren eigenen kleinen Bruder.

»Das kann nicht sein, Sir«, widersprach Mercy. »Es ist doch erst Frühling.«

»Cholera infantum kann zu jeder Jahreszeit auftreten.« Der Arzt schraubte den Deckel der braunen Flasche auf und goss etwas Flüssigkeit auf den Löffel. »Die Krankheit wird durch verdorbene Nahrung ausgelöst, möglicherweise durch verunreinigte Milch.«

Mercy streichelte über Claras Haare. Milch war im Armenviertel rar. Hatte Claras Mutter welche gefunden? Falls ja, dann hatte sie sie dem Mädchen gegeben, um ihr etwas Gutes zu tun, und nicht, um sie zu vergiften.

»Heben Sie ihren Kopf an«, sagte der Arzt.

Mercy tat wie geheißen.

Er hielt dem Mädchen den Löffel an den Mund. »Sie hat zu viel Flüssigkeit verloren und wird nicht aufwachen, um zu trinken. Wir haben die beste Chance, wenn wir ihr alle zehn bis fünfzehn Minuten Acetozon verabreichen.« Mit überraschender Sanftheit schob er dem Kind den Inhalt des Löffels in den Mund. Er beobachtete das weiterhin leblose Gesicht und hielt dann Mercy den Löffel und die braune Flasche hin.

Zögernd nahm sie beides entgegen. »Sir?«

»Sie können ihr die nächste Dosis geben, wenn ich es Ihnen sage. Ich bereite inzwischen einen Einlauf vor.«

Mercy nickte.

Er ging auf die andere Seite des Zimmers und beugte sich ein weiteres Mal über die Truhe. Dann legte er eine Spritze und einen Katheter bereit und begann, aus mehreren Flaschen eine Lösung zusammenzumischen. Der elegante Schnitt seiner Kleidung und die Art, wie er auftrat, sagten Mercy, dass er ein vornehmer Mann war. Aber sonderbarerweise waren sein Gesicht und seine Arme

genauso sonnengebräunt wie die eines Hafenarbeiters. Vielleicht war er erst vor Kurzem aus Indien oder Afrika oder einer anderen tropischen Kolonie zurückgekehrt. Sie hatte gehört, dass es in diesen Ländern das ganze Jahr angenehm warm war. Von solchen Orten träumte sie im Winter, wenn sie zwar genug Kohle hatten, um nicht zu erfrieren, aber trotzdem nie genug, um sich ausreichend zu wärmen.

Wie immer gelang es ihr nicht, ihre Neugier zu bändigen. »Sie sind neu in der Praxis, Sir?«, fragte sie.

»Nein.« Sein Rührstäbchen stieß klirrend an das Glasfläschchen, in dem er die trübe Flüssigkeit umrührte. »Ich helfe Dr. Bates hin und wieder aus, wenn ich in der Stadt bin.«

»Dr. Bates ist ein guter Mann.« Er behandelte seine Patienten immer kostenlos, war stets freundlich und gab ihnen hilfreiche Ratschläge. Sie betrachtete die braune Flasche. Wie viel würde dieser neue Arzt verlangen? Würde er sich mit ihren Schuhen zufriedengeben? Sonst hatte sie nichts mehr von Wert. Alles andere, was sie besessen hatte, hatte sie längst verpfändet. Würde sie, wie einige Frauen, die sie kannte, anfangen müssen, als Gegenleistung für das, was sie brauchte, fremden Männern ihre Gunst erweisen? Allein bei dem Gedanken wurde ihr schon übel. Aber während sie mit dem Finger über Claras zarte Nase strich und dann die Linien ihres Gesichts bis zum Kinn nachfuhr, begann sie zu verstehen, was diese Frauen zu solch einem verzweifelten Schritt bewog.

Mercy warf einen kurzen Blick auf den Arzt und stellte fest, dass er sie beobachtete. Hatte er ihre Gedanken gelesen? Fast erwartete sie, in seinen Augen etwas Anzügliches zu sehen, wie bei Tom Kilkenny, als er gesagt hatte, dass sie in seiner Kneipe bedienen könnte. Sie wusste ganz genau, dass Toms Bedienungen mehr taten, als nur Bier an die Tische zu bringen. Sie hatte Tom geantwortet, dass sie eher ins Arbeitshaus ziehen würde. Er hatte nur gelacht und sie gewarnt, dass das Arbeitshaus ihr hübsches Gesicht kaputt machen und sie schnell in ein hässli-

ches Weib verwandeln würde, für das sich niemand mehr interessierte.

Mercy dachte daran, wie sehr sich Patience in den wenigen Monaten verändert hatte, seit sie im Arbeitshaus, dem *St. Matthew's Bethanl Green*, wohnte. Vorher war Patience wie ein seltener grüner Grashalm gewesen, der zwischen den Müllbergen in einer dunklen Gasse Leben verbreitete. Aber in der letzten Zeit war sie so verwelkt, dass Mercy ihre Schwester kaum wiedererkannte, wenn sie sie besuchte.

Mercy musste gerade deswegen so dringend eine Arbeit finden, damit Patience wieder zu Hause wohnen konnte.

Der Arzt richtete seinen Blick wieder auf Clara, aber Mercy hatte das Mitgefühl in seinem Blick gesehen. Er hatte Mitleid mit ihr, weil er glaubte, Clara wäre ihre Tochter. Sie hätte ihn aufklären sollen, aber vielleicht motivierte ihn dieses Missverständnis ja dazu, alles zu tun, um das Kind zu retten.

»Jetzt können Sie ihr wieder einen Löffel voll von dem Acetozon geben«, sagte er, während er den Katheter vorbereitete.

Mercy goss das Medikament auf den Löffel, bettete Claras Kopf auf ihren freien Arm und ließ dann die Flüssigkeit langsam in den Mund des Mädchens laufen, wie der Arzt es vorhin gemacht hatte. »Schluck das, Liebes.«

Sie erinnerte sich an Claras süßes Lächeln, mit dem sie Mercy gestern Morgen begrüßt hatte, als sie den Kindern, die in ihrem Mietsblock wohnten, Brötchenhälften gebracht hatte. Gelegentlich gab Mr Hughes, der alte Bäcker in der High Street, Mercy die Brötchen, die er nicht hatte verkaufen können. Das war sehr freundlich von ihm. Vermutlich tat er das, weil sie einmal einen Jungen daran gehindert hatte, einen Korb mit frischem Brot aus seinem Laden zu stehlen.

Auch wenn die Brötchen meist schon sehr hart waren, konnte man sie essen.

Sie beugte sich hinab und drückte einen Kuss auf Claras fahle Wange. Sie erwartete, den warmen Atem der Kleinen zu spüren.

Doch da war nicht mal ein leiser Hauch. Mercy richtete sich auf und sah die graue Flüssigkeit aus Claras Mundwinkel laufen. Ihr Magen zog sich zusammen und sie wusste es. Trotzdem hielt sie den Löffel unter die tropfende Medizin und führte ihn dann wieder an die Lippen des Mädchens. »Komm schon, Lämmchen! Du musst das schlucken.«

Sie bemühte sich erneut, Clara die Flüssigkeit einzuflößen, doch es wollte nicht gelingen. Sie versuchte es wieder und wieder und murmelte: »Bitte, Liebes, bitte!«

Schließlich merkte sie, dass sanfte Finger den Löffel umschlossen und versuchten, ihn ihr zu entwenden. Sie riss ihren Blick von Clara los und schaute den Arzt an. Er zog die Brauen hoch und aus seinen Augen sprach tiefes Mitleid.

Wie konnte er es wagen, so schnell aufzugeben? Sie wollte seine Hand wegstoßen, protestierend schreien und den Löffel verteidigen, als könnte sie damit auch ihre Hoffnung festhalten. Aber sie hatte den Tod in ihren achtzehn Jahren schon zu oft gesehen und wusste, dass dieser Kampf vergeblich war. Mercy ließ den Löffel los und ihre Hände sanken auf ihren Schoß. Den Schmerz in ihrer Brust konnte sie nicht so leicht loslassen. Er drückte so fest auf ihren Brustkorb, dass sie Mühe hatte, Luft zu bekommen. Sie gab ihr Bestes, um den Schmerz zu verdrängen, wie sie es immer machte. Sie hatte schon vor langer Zeit gelernt, ihn aus ihrem Herzen zu verbannen, da sie vor Traurigkeit sonst längst den Verstand verloren hätte.

»Es tut mir leid.« Der Arzt trat ein Stück zurück. Die Falten in seinem Gesicht schienen noch tiefer geworden zu sein.

Mercy beugte sich über das Kind und küsste seine Stirn. Sie betete, dass ihr Kuss Clara auf ihrem Weg zu einem besseren Ort begleiten würde.

Jeder Ort im Himmel oder auf der Erde wäre besser als London.

Kapitel 2

»Kommst du morgen wieder?« Bates räumte alle Medikamente und Instrumente in die Truhe und schloss den Deckel.

Joseph Colville rollte seine Ärmel wieder nach unten und knöpfte seine Manschetten zu, während er nach einer Ausrede suchte, um nicht noch einen weiteren Tag in der Shoreditch-Praxis verbringen zu müssen. »Es tut mir leid, aber für morgen habe ich schon andere Pläne.« Das Kricketspiel im *Marylebone-Club* war in seinen Augen ein genauso guter Vorwand wie jeder andere.

»Wie sieht es übermorgen aus?« Bates ließ nicht locker.

»Du weißt, dass ich bald nach Wiltshire aufbreche. Ich darf nicht noch länger warten, um die Ländereien und meine Tante zu besuchen.«

Bates richtete sich zu seiner vollen Größe auf und reichte Joseph trotzdem nicht einmal bis zum Kinn. Mit seinen 1,85 m hielt sich Joseph nicht für übermäßig groß, aber Bates überragte er deutlich. Doch dafür, dass sein alter Freund von so kleiner Statur war, hatte er eine grenzenlose Energie, um die Joseph ihn beneidete. Und ein grenzenloses Mitgefühl. Bates war ein Heiliger. Wie sonst konnte der Mann den Ärmsten der Armen in London so viel Zeit widmen?

»Du solltest dir aber auf jeden Fall überlegen, nach deiner Rückkehr vom Land zu mir zu kommen«, sagte er jetzt. »Ich würde für dich ein gutes Wort beim College einlegen und du könntest einige Kurse geben.«

»Einen unerfahrenen jungen Arzt wie mich werden sie nicht wollen.«

»Unsinn. Sie werden dich wollen. Das weißt du genau.«

Joseph zuckte mit den Schultern. Er war ein ausgezeichnete

Student gewesen. Darüber hinaus würde sich das College schon allein wegen seiner Titel und seines Vermögens um ihn reißen.

Bates räusperte sich. »Wenn du unterrichten würdest, könntest du in der restlichen Zeit hier in der Praxis arbeiten. Mein Partner geht im Sommer in den Ruhestand und ich brauche jemanden, der seinen Platz einnimmt.«

Joseph wandte Bates den Rücken zu und schlüpfte in seinen Mantel. Dieser Mann war wie ein Vater für ihn, aber er könnte nicht so leben wie er.

Sie kannten sich, seit Joseph die *Harrow School* besucht hatte, wo Dr. Bates als Gemeindearzt gearbeitet hatte. Er war da gewesen, als Joseph die Nachricht bekommen hatte, dass seine Familie bei der Epidemie, die in London gewütet hatte, an Cholera erkrankt war. Und auch, als er später erfahren hatte, dass sowohl seine Mutter als auch sein Vater und sein Bruder der Krankheit zum Opfer gefallen waren.

Als Joseph nach seinem Studium in Oxford ans *Royal College of Physicians* gegangen war, hatte Bates ihn unterstützt. Keiner seiner Standesgenossen hatte verstanden, wie Lord Colville, der Baron von Wiltshire, seinen Sitz im Oberhaus und die anderen Privilegien seiner Abstammung hatte aufgeben können, um ein bürgerliches Leben zu führen und Arzt zu werden. Für die Adligen spielte es keine Rolle, dass ihm der Titel und die Ländereien seiner Familie als zweitgeborenem Sohn nie zugestanden hatten. Es interessierte auch niemanden, dass er Gottes Ruf folgen wollte, mehr aus seinem Leben zu machen, als in der *London Tavern* Zigarren zu rauchen und Brandy zu trinken und im *Surrey Oak* Schildkrötenschnitzel zu essen. Demzufolge war später auch sein Entschluss, bei einer einjährigen Fahrt nach Indien als Schiffsarzt zu arbeiten, auf viel Unverständnis gestoßen. Als er kurz nach seiner Rückkehr gleich wieder in See gestochen und auf einem Teeklipper nach Shanghai mitgereist war, hatte er die Gerüchteküche noch mehr angeheizt.

Joseph konnte die Entscheidungen, die er getroffen hatte, nicht

erklären. Genauso wenig, wie er in Worte fassen konnte, was ihn antrieb. Er wusste nur, dass er hatte gehen müssen. Und er wusste, dass er wieder gehen musste. Bald.

Seit die *Kate Carnie* im letzten Monat in London vor Anker gegangen war, wurde seine innere Unruhe immer größer. Er fühlte sich wie die gefangenen Tiger, die er in Indien gesehen hatte. Immer ruhelos, immer in Bewegung, als könnte er dadurch die Dunkelheit, die tief in seiner Seele saß, vertreiben.

Ein langes Schweigen breitete sich im Raum aus; nur das Prasseln der Regentropfen vor dem zugenagelten Fenster war zu hören. Jetzt im Mai waren die Abende bereits länger, aber der Regen vertiefte die aufziehenden Schatten der Nacht und die Laterne auf dem Schreibtisch konnte die düstere Atmosphäre nicht vertreiben.

Um die Anspannung zu vertreiben, die sich in seiner Brust aufgebaut hatte, während er den ganzen Tag eine arme Seele nach der anderen behandelt hatte, ließ Joseph seine Schultern kreisen. Aber sie verstärkte sich nur, wie Geigensaiten, die unter den geschickten Fingern eines Meistergeigers gestimmt werden. Er zwang sich, sich umzudrehen und Bates anzusehen. Nach allem war er es seinem Freund schuldig, ihm die Wahrheit zu sagen.

Bates lehnte mit verschränkten Armen entspannt am Schreibtisch, einen Fuß über den anderen gelegt. Obwohl sein dünnes weißes Haar zerzaust und sein Anzug verknittert war, strahlte er etwas Vornehmes aus. Joseph staunte immer wieder, dass dieser Mann, der so unermüdlich arbeitete, nie ausgelaugt wirkte. Aus seinen Augen, die hinter seiner Schildplattbrille ganz rund waren, sprach eine väterliche Fürsorge, die in Josephs Herz einen unbetenen Schmerz auslöste.

»Ich bin noch nicht bereit, sesshaft zu werden.« Joseph gab Bates die einzige Erklärung, die ihm einfiel. Es war die gleiche, die er ihm das letzte Mal, als er zu Hause gewesen war, gegeben hatte.

Der ältere Mann unterrichtete selbst am *Royal College of Physicians*, wo er jede Gelegenheit nutzte, um seine Medizinstudenten

zu ermahnen, die Augen nicht vor der Not der Armen zu verschließen.

Es war kein Geheimnis, dass die erste Stadt des Landes zu einem nationalen Schandfleck geworden war. Im letzten Jahrzehnt waren viel mehr Arbeitssuchende nach London geströmt, als es Arbeitsplätze und Wohnungen gab. Dieser Mangel führte in den überfüllten Armensiedlungen zu Entbehrungen, Hunger und Krankheiten. Die verheerenden Bedingungen in der Stadt hatten ein nie da gewesenes Ausmaß angenommen – Probleme, die einem die Luft abschnüren konnten wie der Gestank der von Unrat verpesteten Themse.

Bates wollte mit der Shoreditch-Praxis Gutes tun. Er setzte sich Tag für Tag mit Herzblut für die Notleidenden ein. Aber soweit Joseph es beurteilen konnte, bewirkten seine Bemühungen in Shoreditch nicht viel. Das Gebäude, die Straße, die Nachbarschaft erschienen ihm noch heruntergekommenener als bei seinem letzten Aufenthalt und die Menschen ausgemergelter und mutloser.

All das Leid wirkte genauso unüberwindlich und riesig auf ihn wie die Gebirgsketten, die er in Indonesien gesehen hatte. Wie könnte man die tiefe Kluft zwischen Arm und Reich überbrücken? Der Gegensatz zwischen diesen zwei Welten war einfach zu enorm.

»Wie kannst du das aushalten?« Die Frage rutschte Joseph heraus, bevor er sie zurückhalten konnte.

»Was aushalten?«

»Die Verzweiflung in den Gesichtern, das Elend, das Wissen, dass du so wenig tun kannst ...«

Bates schaute Joseph an und seine weisen Augen verengten sich nachdenklich. Joseph schätzte es an seinem Freund, dass er nie oberflächliche Antworten gab. Er konnte darauf zählen, dass Bates ehrlich zu ihm war, selbst wenn ihm das einmal nicht leichtfiel.

»Ich kann vielleicht nicht jedem helfen«, sagte Bates langsam, »doch ich helfe den Menschen, die Gott zu mir führt. Ein Leben

nach dem anderen, eine kleine Hilfe nach der anderen. Meine Methoden sind nicht revolutionär, aber ich tue den kleinen Teil, zu dem Gott mich berufen hat, und wenn ich ihm gehorche, gibt er mir die Kraft, die ich brauche, um die Aufgaben, die er für mich hat, zu bewältigen.«

»Und was ist mit den Menschen, denen du nicht helfen kannst?«, fragte Joseph. »Wie in meinem Fall heute dem Mädchen mit Cholera infantum? Die Mutter hat die Kleine viel zu spät in die Praxis gebracht. Das Kind war praktisch schon tot, als sie kam.«

»Meinst du das Kind, das Mercy gebracht hat?«

»Sie ist zu jung, um schon Mutter zu sein.« Joseph spürte Wut in sich aufsteigen. »In ihrem Alter sollte sie noch keine Kinder haben! Sie hat unübersehbar keine Ahnung, wie man sich um sie kümmert.«

Joseph stimmte nicht jeder Philosophie zu, die seine Freunde in Bezug auf die Armen hatten, und schon gar nicht solchen pauschalen Sprüchen wie: »Wer ein Kind nicht ernähren kann, sollte auch keins bekommen.« Er würde nicht so weit gehen zu sagen, dass die Armen kinderlos bleiben sollten. Aber er sah in dieser Praxis so oft verwahrloste Kinder, dass er inzwischen die Meinung vertrat, dass arme Frauen wenigstens lernen sollten, sich um ihren Nachwuchs zu kümmern.

»Mercy ist nicht die Mutter des Kindes.« Bates nahm seine Brille ab und wischte sie an seiner Weste sauber. »Vermutlich konnte die nicht von der Arbeit weg oder vielleicht ist sie selbst krank und konnte das Kind deshalb nicht bringen. Mercy hat ein Kind in Not gesehen und es schnell zu uns gebracht, weil sie Hoffnung hatte, es retten zu können.«

Joseph erinnerte sich an die junge Frau, die sich über das tote Kind gebeugt hatte. Ihre zarten Gesichtszüge waren schmerz erfüllt gewesen, Tränen hatten in ihren Augen gestanden. Hübsche Augen, erinnerte er sich, faszinierende blaugüne Augen. »Du musst dich irren. Die Frau war die Mutter des Mädchens.«

»Mercy kommt ständig mit irgendeinem Kind zu uns. Sie ist in diesem Viertel ein Engel der Barmherzigkeit, auch wenn ihr selbst das gar nicht bewusst ist.« Bates schmunzelte. »Ihr Name passt wirklich perfekt zu ihr.«

Joseph erinnerte sich, wie sich die junge Frau endlich erhoben hatte. Zu seiner Überraschung hatte sie sich nach unten gebückt und ihre Stiefel aufgeschnürt.

»Danke, dass Sie versucht haben, sie zu retten, Sir«, hatte sie mit erstickter Stimme gesagt. »Ich stehe tief in Ihrer Schuld.« Dann hatte sie ihre nackten Füße aus den Stiefeln gezogen und ihm das Schuhwerk hingehalten. »Nehmen Sie meine Stiefel als Bezahlung an, Sir? Etwas anderes habe ich nicht.«

Joseph hatte Mühe gehabt, sich bei der Vorstellung, die schmutzigen Schuhe zu berühren, nicht zu winden. Und erst recht bei dem Gedanken, dass diese Frau barfüßig durch die Londoner Straßen gehen würde. Er hatte natürlich darauf bestanden, dass sie ihre Stiefel behielt, und ihr schnell beteuert, gern auf eine Bezahlung zu verzichten. Er war davon ausgegangen, dass sie jeden Penny, den sie auftreiben konnte, für einen Sarg und die Beerdigung brauchen würde.

»Auch Mercy trägt ihren Teil dazu bei, die Dinge im Kleinen zum Besseren zu wenden«, sprach Bates weiter. »Stell dir vor, das würde jeder machen! Und mal dir aus, wie es wäre, wenn diese vielen kleinen Teile zusammengefügt würden! Dann könnten wir viel erreichen!«

Joseph nickte. Er wusste, dass die Veränderungen irgendwo beginnen mussten. Klein anzufangen war besser, als die Hände in den Schoß zu legen und sich über die Probleme zu beklagen, wie es viele in seinen Kreisen machten. Er hatte von Organisationen gehört, die Hilfsprojekte durchführten, und von einigen besorgten Vertretern der Oberschicht, die den ehrlichen Wunsch hatten, den Armen zu helfen. Diesen Wunsch hatte auch sein Vater gehabt. Aber war diese Hilfe nicht zu wenig und kam sie nicht schon zu spät?

»Lass mich dir eine Frage stellen, mein Junge.« Bates setzte seine Brille wieder auf und schaute ihn auf seine direkte Art an. »Zu welchem kleinen Teil beruft Gott *dich*? Suchst du seine Führung oder läufst du vor ihr davon?«

Joseph zupfte an den großen Goldknöpfen seines Mantels. Er hatte gegen alle Konventionen verstoßen, indem er Arzt geworden war. Als Schiffsarzt half er Seeleuten und Passagieren. Außerdem forderte er in diesem Amt weder die Höflichkeit noch die Rechte seines Standes und Titels ein. Was sollte Gott sonst noch von ihm erwarten? Tat er nicht schon genug?

Er versuchte das beklemmende Gefühl abzuschütteln, das dieses Thema in ihm auslöste. »Du schaffst es aber auch jedes Mal, mich zum Nachdenken zu bringen.«

Bates schob sich von seinem Schreibtisch weg und kam auf Joseph zu. Der ältere Mann drückte ihn kräftig und klopfte ihm dann auf den Rücken. Als er wieder zurücktrat, lächelte er liebevoll. »Ich bin für dich da, Joseph. Immer. Ich hoffe, das weißt du, mein Junge.«

»Natürlich«, sagte Joseph mit einem Nicken. »Danke. Umgekehrt gilt das Gleiche.«

»Heißt das, dass du dir das mit der Partnerschaft überlegst?« Der Ernst in seiner Miene sprach Bände. Bates brauchte ihn, wenn er die Praxis auf Dauer weiterbetreiben wollte.

»Was ist mit deinen Studenten?«, fragte Joseph. »Ist von ihnen keiner dazu bereit?«

Bates' Schultern sackten nach unten. Das war die erste Spur von Entmutigung, die er an diesem Tag zeigte. »Ich brauche jemanden, der Zeit und Geld hat, Joseph. Die meisten Studenten haben nur Ersteres. Und selbst das nur begrenzt.«

Joseph unterdrückte ein Seufzen. Er war nicht die Lösung für Bates' Problem. Konnte sein Freund denn nicht sehen, dass er nicht der richtige Partner für diese Praxis war? Ja, ihm waren die Menschen in diesem Viertel wichtig, und ja, er wusste, dass seine Dienste gebraucht und geschätzt wurden.

Aber diese Praxis war Bates' Leidenschaft, nicht seine, zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt seines Lebens.

Joseph überlegte sich seine Worte gut. »Tut mir leid. Ich will nichts versprechen, was ich nicht halten kann.«

Bates lächelte wehmütig, dann tätschelte er Josephs Wange, bevor er auf den Flur trat. Dort sprach er ein paar Worte mit dem Kutscher, der vor einer Weile angekommen war, um sie und die Truhe mit den Medikamenten und medizinischen Instrumenten nach Hause zu fahren. Als er zurückkehrte, war die Traurigkeit aus seinem Gesicht verschwunden und er grinste Joseph an. »Ich kann dich zwar nicht überreden zu bleiben, aber kann ich wenigstens mit einer weiteren großzügigen Spende für die Betriebskosten der Praxis rechnen?«

»Selbstverständlich.« Der Knoten in Josephs Magen löste sich ein wenig. Vielleicht konnte er den Armen nicht so dienen, wie es Bates tat, aber er konnte diese Arbeit mit Geld unterstützen. Das zählte doch bestimmt auch.

Kapitel 3

Joseph legte seine weiße Melone ab und wischte sich mit dem Handtuch, das ihm ein Diener reichte, die Stirn ab. Seine ebenfalls weiße Flanelljacke hatte er während des Spiels bereits ausgezogen und auch seinen hohen Kragen aufgeknöpft und die Krawatte gelöst. Trotzdem klebte das gestärkte Hemd an seinem Rücken.

»Das war ein ausgezeichnetes Spiel, Lord Colville!«

Joseph saß im eleganten Pavillon des *Marylebone-Kricketclubs* gemütlich in einem Sessel und nahm die Komplimente der anderen Männer entgegen. Trotz des bewölkten Nachmittags fiel durch die großen Fenster genügend Licht in den Raum mit der hohen, ornamentverzierten Decke.

Auch wenn Joseph hier schon zum Kricketspielen herkam, solange er zurückdenken konnte, war sein Bruder Anthony immer der Star und Liebling des Klubs gewesen. Anthony hatte die meisten Rekorde aufgestellt. Auch zehn Jahre nach seinem Tod war er nach wie vor eine Legende.

»Du bist schneller geworden«, sagte ein anderer Freund, der in der Nähe saß. »Vielleicht hast du durch deine Erfahrungen auf See einen Vorteil.«

Joseph ließ die gut gelaunten Scherze über sich ergehen. Er kümmerte sich nicht darum, dass viele der Meinung waren, er wäre nicht ganz richtig im Kopf. Es gefiel ihm, selbst über sein Leben zu bestimmen und allen Erwartungen zu trotzen.

Seine Tante ließ sich keine Gelegenheit entgehen, ihn an seine Stellung, an die gesellschaftlichen Umgangsformen, an denen es ihm mangelte, und an den Familiennamen, den er ehren sollte, zu erinnern. Er liebte seine Tante und war ihr dankbar, dass sie in seiner Abwesenheit alles auf Wiltshire regelte. Trotzdem hat-

te er gelernt, seine Besuche bei ihr kurz zu halten, bei denen er sich regelmäßig ihre Vorträge wegen seines »wilden Verhaltens« anhören musste und darüber, dass er sich endlich eine passende Frau suchen sollte.

Er hatte auch so schon genug Druck. Jedes Mal, wenn er nach einer Schiffsreise zu Hause war, bekam er zahlreiche Einladungen von wohlhabenden adeligen Familien, die ihm ihre Töchter vorstellen wollten. Er versuchte, dem aus dem Weg zu gehen, aber seine Freunde überredeten ihn oft zu Ausflügen, Dinnerpartys und Tanzveranstaltungen. So hatte er in den letzten Wochen die Gesellschaft des zarten Geschlechts durchaus genossen, besonders da er bei seinen Schiffsreisen darauf verzichten musste. Aber er hatte immer klargestellt, dass er keine Verpflichtungen einzugehen gedachte und von keiner der jungen Damen mehr als Freundschaft wollte. Für eine Ehe war er genauso wenig bereit wie für ein sesshaftes Leben. Natürlich würde er eines Tages heiraten und eine große Familie haben – eine, die den Platz der Familie einnehmen würde, die er verloren hatte. Aber jetzt noch nicht.

»Entschuldigen Sie, Mylord.« Ein Diener stellte Joseph ein Glas Brandy hin. »Zu diesem Glas lädt Sie der Herr dort drüben ein. Das ist Kapitän Hellyer.«

Joseph nahm das Glas und blickte in die Richtung, in die der Diener mit dem Kopf deutete, wo ein Mann allein an einem Tisch saß. In seiner Marinejacke, seiner Uniformhose und mit der altmodischen Seidenkrawatte strahlte der Mann Autorität aus. Angesichts seines grau durchzogenen Bartes schätzte Joseph den Mann in etwa so alt ein, wie sein Vater jetzt wäre.

Kapitän Hellyer hob sein Glas, das zu einem Viertel mit der bernsteinfarbenen Flüssigkeit gefüllt war, und nickte Joseph stumm zu.

Joseph erwiderte die Geste, trank einen Schluck und genoss den Brandy, der ihm brennend die Kehle hinabließ.

Etwas in den Augen des Kapitäns verriet Joseph, dass der Drink der Einstieg für ein Gespräch sein sollte.

Wer war Kapitän Hellyer? Und was konnte er von ihm wollen? Joseph kramte in seinem Gedächtnis nach irgendwelchen Informationen über diesen Mann, nach irgendeinem Bezug zu ihm. Aber ihm fiel nichts ein. Er war in den letzten Jahren zu oft außer Landes gewesen, um über alles und jeden auf dem Laufenden zu bleiben.

»Entschuldigen Sie mich, meine Herren.« Joseph stand auf, reichte dem Diener seinen Kricketschläger und ging zu dem Kapitän hinüber.

»Kapitän Hellyer.« Joseph verbeugte sich leicht. »Joseph Colville, zu Ihren Diensten, Sir.«

Der Kapitän nickte Joseph ein weiteres Mal zu und deutete auf den leeren Stuhl an seinem Tisch. »Lord Colville. Bitte setzen Sie sich doch.«

Joseph nahm Platz. Von hier aus hatte er eine gute Sicht auf das gesamte Spielfeld. Eine neues Cricketpartie war in Gang. Dieses Mal waren jüngere Männer auf dem Feld. Anthony und er waren genau wie sie gewesen, voller Eifer und Einsatzbereitschaft. Sie hatten gute Zeiten miteinander erlebt, und falls einer von ihnen jung hätte sterben sollen, dann er und nicht Anthony.

Joseph riss sich von den Erinnerungen an seinen Bruder los. »Wir hatten bisher noch nicht das Vergnügen, Kapitän Hellyer.«

»Ich kannte Ihren Vater.«

Joseph wollte die Achseln zucken, beherrschte sich aber. Viele hatten den verstorbenen Lord Colville gekannt. Er hatte jahrelang einen Sitz im Oberhaus innegehabt.

Als spürte er Josephs Gleichgültigkeit, fügte Kapitän Hellyer hinzu: »Er war beeindruckend. Wenn Sie auch nur die geringste Ähnlichkeit mit ihm haben, sind Sie ein guter Mann.«

Joseph gab darauf keine Antwort, sondern trank nur einen weiteren kleinen Schluck von seinem Brandy. Er blickte aus dem Fenster und versuchte, die Erinnerungen an seinen Vater zu verdrängen. An ihn wollte er genauso wenig denken wie an seinen Bruder.

»Ich habe gehört, dass Sie Schiffsarzt sind«, sprach Hellyer weiter.

»Ich habe mich darin versucht, ja.«

»Hat Ihnen diese Arbeit gefallen?«

»Durchaus.«

»Gut genug, dass Sie wieder dazu bereit wären?«

Etwas am Tonfall des Kapitäns lenkte seine Aufmerksamkeit auf einmal voll und ganz vom Spielfeld ab. Bei dem hoffnungsvollen Leuchten in den Augen seines Gegenübers begann Josephs Puls, ein wenig schneller zu schlagen. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Lindsay und Stringer haben mir das Kommando auf der *Tynemouth* übertragen. A1, 1.500 Tonnen, 600 PS.«

»Das klingt nach einer anständigen Größe.«

Der Kapitän nickte. »Die *Tynemouth* war ein Truppenship im Krimkrieg. Sie hat einen harten Winter auf dem Schwarzen Meer überstanden, was die meisten anderen Schiffe nicht geschafft haben.«

»Dann ist sie auch noch sehr widerstandsfähig.«

»Das ist sie. Mit ihren Dampfmaschinen und den Segeln ist sie der Fahrt nach Vancouver Island und British Columbia gewachsen.«

»Vancouver Island und British Columbia?« Joseph stellte sein Glas auf das Beistelltischchen neben seinem Stuhl und beugte sich interessiert vor. In den britischen Kolonien im Westen Nordamerikas war vor einiger Zeit Gold gefunden worden, was offenbar Einwanderer aus dem nahe gelegenen Kalifornien und Oregon anlockte. England bemühte sich, die Kolonien mit seinen eigenen Leuten zu besiedeln, damit das Gold nicht in die Vereinigten Staaten abwanderte, sondern dem Mutterland zugutekam.

Joseph interessierte sich nicht für das Gold, aber er hatte Geschichten von der Schönheit und Größe dieser Kolonien an der pazifischen Nordwestküste gehört und konnte nicht leugnen, dass er sich danach sehnte, diesen Teil der Welt mit eigenen Au-

gen zu sehen. Aufgrund der Unruhen und des Krieges, der die Vereinigten Staaten spaltete, steuerten nicht viele britische Schiffe das Land an. Deshalb hatte Joseph nicht zu hoffen gewagt, in naher Zukunft dorthin reisen zu können. War das seine Chance?

Der Kapitän beobachtete ihn aufmerksam. »Zuerst überqueren wir den Atlantik und fahren nach Südamerika. Wir legen auf den Falklandinseln an, um Kohle, frische Vorräte und Wasser zu laden. Danach geht es an der Pazifikküste hinauf. Wir legen einen Zwischenhalt in San Francisco ein, bevor wir nach Vancouver Island und schließlich zu den Hawaii-Inseln weiterfahren.«

»Ich habe gehört, dass die Falklandinseln unbeschreiblich schön sein sollen.«

»Dann würden Sie sich doch sicher gern einmal selbst davon überzeugen«, erwiderte der Kapitän.

Joseph hatte gar nicht gemerkt, dass er auf seine Stuhlkante vorgerutscht war und den Eindruck erwecken musste, als wäre er bereit, sofort aufzuspringen und noch heute in See zu stechen. Er zwang sich, sich wieder zurückzulehnen, sein Glas Brandy zu nehmen und die Schultern zu entspannen. »Wann brechen Sie auf?«

»Wir werden die *Tynemouth* nächste Woche im Londoner Hafen beladen und einige Tage später in Dartmouth Passagiere an Bord nehmen.«

Eine Woche. In einer Woche könnte er seine Geschäfte hier in London abwickeln, nach Wiltshire fahren und dann in Dartmouth sein, um die Reise anzutreten. Das war mehr als genug Zeit.

Aber was war mit Bates? Das Gespräch mit seinem Mentor ging ihm immer wieder durch den Kopf, seit er Shoreditch am Vortag verlassen hatte. Bates brauchte wirklich dringend einen neuen Partner. Die Arbeit und die Leitung der Praxis waren für einen allein zu viel. Das war gestern sehr deutlich geworden: Sie hatten auch zu zweit alle Hände voll damit zu tun gehabt, die Patienten zu behandeln.

Aber wenn sein alter Freund länger darüber nachdachte, würde er bestimmt verstehen, dass Joseph nicht der Richtige für diese Aufgabe war. Bates wusste ja, dass Joseph noch nicht bereit war, auf Dauer in London zu wohnen.

Schon beim bloßen Gedanken, jede Nacht in die leeren Flure und stillen Räume von *Arlington House* zurückzukehren, legte sich eine dunkle Decke über Josephs Herz, die genauso erdrückend war wie die Laken, mit denen die Möbel im Haus zugedeckt waren. Bei seiner Rückkehr nach London hatten die wenigen Bediensteten, die noch auf dem Anwesen waren, begonnen, die Zimmer zu lüften und die Tücher zu entfernen. Aber er hatte sie angewiesen, alles so zu lassen, wie es war. Er hatte nicht den leisesten Wunsch, die Zimmer zu benutzen, und war an jedem Ort lieber als in dem Haus, in dem er aufgewachsen war. Seine freudige Erregung machte ihm selbst aufs Neue bewusst, wie sehr er wieder aus London fortkommen wollte. Weit fort.

»Es wäre mir eine Ehre, Sie in meiner Crew zu haben.«

Eine freudige Aufregung ergriff Besitz von ihm. Das war eine unmissverständliche Einladung – und er wollte sie auf keinen Fall ausschlagen.